fortpflanzten, weil einige Führer sich gegen das alte Stammland wendeten, und daß dadurch auch Haralds Expedition veranlaßt worden ist.

Wir gelangen also zu einem Resultat, daß dem Kohtschen diametral entgegengesetzt ist. Chronologisch betrachtet erweist sich der Zusammenhang zwischen Haralds Machtentwicklung und der Auswanderung aus Norwegen noch viel enger, als das bei der früheren Datierung der Fall war. Von einer wirklichen Landnahme auf Island kann man erst seit etwa 890 reden, also unmittelbar nach der Schlacht im Hafrsfjord. Wir wollen damit nicht nach der andern Seite übertreiben und behaupten, daß die Kolonisation von Haralds Politik ausschließlich abgehangen habe; es gab viele Faktoren, die dazu führten, daß Island in jenen Jahren auf viele Norweger eine starke Anziehungskraft ausübte. Mögen die freien Adelsgeschlechter vor Haralds wachsender Macht zur Auswanderung gezwungen worden sein — daß auch so zahlreiche, weniger bedeutende Familien ebenfalls nach Island gezogen sind, wird wohl mehr ungünstigen wirtschaftlichen Umständen zuzuschreiben sein, die das Leben auf dem unbewohnten Island erträglicher erscheinen ließen, als den drohenden Niedergang im Vaterland[71].

Die norwegische Überlieferung hat selbstverständlich keine Verbindung zwischen Haralds Politik und der Kolonisation Islands gezogen, und wenn die isländische Geschichtsschreibung norwegische Ansichten wiedergibt, wie *Ágrip*, so hören wir nur lobende Worte über den König, der Ordnung und Recht im Lande wiederherstellt[72]. Aber auf Island urteilte man anders: dort waren einige der mächtigsten Familien, und unter diesen gerade solche, die für die literarische Tradition besonders wichtig waren, tatsächlich durch Haralds Politik in ihren alten Rechten beschränkt und deshalb zur Auswanderung genötigt worden. Das führte zur Vorstellung, daß die Kolonisation Islands eine Folge der Ereignisse in Norwegen war, und als Ari auf Grund dieser Tradition den Anfang der Landnahme auf 870 festlegte, hat er damit zugleich eine Datierung der Schlacht im Hafrsfjord verknüpft.

[71] Daß es für die Auswanderung mehrere Gründe gegeben hat, bezeugen bereits die Quellen, vor allen die *Landnáma* (vgl. Y. Nielsen, Norsk Hist. Tidsskr. IV, 4, S. 22ff., und F. Jónsson, Norsk-Islandske Kultur- og Sprogforhold, S. 21—23).

[72] Vgl. auch die *Glymdrápa*.

VÖLKERWANDERUNG UND WIKINGERZEIT*

Als am Ende der Völkerwanderung die Verhältnisse sich stabilisiert haben, da zeigt es sich, daß die Völkerkarte Nord- und Westeuropas sich eingreifend geändert hat. Die zahlreichen Stämme, die wir aus den Schriften der klassischen Autoren kennen, sind von der Bildfläche verschwunden; an ihre Stelle treten große Volksverbände, wie die der Sachsen und der Franken. Die germanische Bevölkerung Nordeuropas hat sich überdies auch verlagert. Aus der *officina gentium*, aus dem Mutterschoß der Völker, wie Jordanes das südliche Skandinavien genannt hat, sind seit dem letzten vorchristlichen Jahrhundert zahlreiche Stämme ausgebrochen: die Goten, die Burgunder, die Heruler, die Wandalen haben sich auf weiten Wanderungen großer Gebiete in Südeuropa bemächtigt. Den Auftakt zu diesen Wanderzügen bildete aber schon im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Auswanderung der Kimbren und Teutonen aus dem nördlichen Jütland, die aber nach einem Herumirren durch Böhmen, den Balkan, die Schweiz, Frankreich und Spanien zu einem kläglichen Ende kam. Allmählich kommt auch das Gebiet des heutigen Norddeutschland in Bewegung; die Saxones, die Ptolemaios östlich der Unterelbe erwähnt, offenbar ein kleiner und unbedeutender Stamm, breiten sich in einem stürmischen Anlauf nach Westen und Süden aus; sie gelangen westwärts bis in die Mitte der Niederlande, südwärts bis in das Gebiet der Brukterer an der Lippe. Und schließlich die Franken, ein bisher ganz unbekannter Name. Sie besetzen jenseits des Rheins große Teile von Belgien und den Niederlanden, erobern aber dann schließlich Nordfrankreich bis zur Seine, ja sogar stellenweise bis zur Loire. Das ist also ein großer Gewinn des germanischen Siedlungsgebietes; er ist aber mit einem schmerzlichen Verlust verbunden; das ostelbische Gebiet wurde geräumt und fiel den nachdrängenden Slawen zu.

Beachtet man die geographische Lage der Germanen vor und nach der Völkerwanderungszeit, dann zeigt es sich, daß sich die ganze Volksmasse nach Westen verschoben hat. Erst reicht das germanische Gebiet vom Niederrhein bis zur Oder, ja sogar bis zur Weichsel; die Grenzen bilden jetzt Elbe und Seine. Der Rhein, ehemals Grenzfluß, strömt jetzt mitten durch das Siedlungsgebiet der Germanen. So hat es den Anschein, daß man von einer richtigen Völkerwanderung sprechen kann, wenn man das Wohngebiet der Germanen vor und nach dieser bewegten Zeit betrachtet. Aber von innen aus gesehen ist das Bild nicht ganz so einfach. Man darf fragen: sind diese Stämme tatsächlich alle gewandert? Muß man an einen Burentreck

* Vortrag, gehalten am 19. Oktober 1960 an der Universität Wien.

denken: ganze Völker, die auf ihren Ochsenwagen mit Weibern und Kindern sich aufmachen, um eine neue Heimat zu suchen? Was war die Veranlassung dazu, daß diese Bauern sich von der Scholle losgerissen haben? Was hat sie dazu genötigt, ihre Äcker und Häuser zu verlassen, um sich dem Abenteuer weiter Fahrten in von anderen Völkern schon längst besiedelte Gebiete auszusetzen?

Mit Hinsicht auf Skandinavien hat man eine befriedigende Antwort bereit. Es heißt, daß der Klimasturz in der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends die Bevölkerung Nordskandinaviens dazu gezwungen hatte, das unwirtlich gewordene Gebiet aufzugeben, und sie deshalb südwärts gezogen sind. Das verursachte eine Stauung in Südschweden, und diese führte schließlich zu Auswanderungen. Die Volksteile, die ausgezogen sind, haben aber nur teilweise sich an der germanisch besiedelten Ostseeküste niedergelassen, wie z. B. die Burgunder; die meisten Auswanderer gehen in einem großen Bogen ostwärts darum herum und wenden sich der Weichselmündung zu. Aber auch hier siedeln sie sich nur vorläufig an; es lockt sie weiter südwärts: sie ergießen sich schließlich in die weiten Landmassen Südrußlands, nach Dazien und Pannonien. In diesem Fall liegen die Verhältnisse klar zutage. Die alten Namen Goten, Burgunder, Wandalen, Sueven bleiben erhalten. Nur kann man fragen, wie die doch wohl nicht allzu großen Auswandererscharen, die aus einem beschränkten Gebiet Südskandinaviens fortgezogen waren, so ausgedehnte Gebiete haben erobern und besonders besiedeln können. Die Goten z. B. wohnten anscheinend ursprünglich in der heutigen Provinz Schwedens Västgötland; das Reich Ermanarichs dehnte sich vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee aus. Hier kann von einer natürlichen Vermehrung des Volkes kaum mehr die Rede sein; man soll eher an eine gotische Gewaltherrschaft denken, die die slawischen und finnisch-ugrischen Stämme sich unterworfen hatte.

Ganz anders gestaltet sich aber die Lage in dem westgermanischen Gebiet. Wo später der Sachsenname vorherrscht, wohnten schon von alters her germanische Stämme. Welchem Umstand ist dieser große Erfolg zu verdanken? Tacitus, dessen *Germania* erstaunlich gute Kenntnisse von den Stämmen im unterelbischen Gebiet verrät, kennt den Namen der Sachsen überhaupt nicht. Erst fünfzig Jahre später erwähnt Ptolemaios die Saxones; ihre Wohnsitze sind umstritten, liegen aber irgendwo zwischen der Elbe und Oder an der Ostseeküste. Man hat sogar an einen Schreibfehler gedacht: Saxones wäre eine Verschreibung für Aviones, die Tacitus im Elbegebiet erwähnt. Aber ein Schreibfehler kann nie dazu führen, daß ein Name wie jener der Saxones nun weiterhin die gültige Bezeichnung dieses Volkes geworden wäre. Der Name ist also, um die Worte des Tacitus zu gebrauchen, ein *vocabulum recens et nuper additum*. Kann man hier tatsächlich von einer Namensschöpfung sprechen, dann müssen wir uns die Bedeutung und die Tragweite dieser neu auftretenden Bezeichnung klarzumachen versuchen.

Auch das Wort Franken ist ein *vocabulum recens*. In der Völkerwanderungszeit ist es plötzlich da. Man hat es als „die Freien“ gedeutet; man hat auch daran erinnert, daß ihre Waffe franca genannt wurde. Hieß die Waffe nach dem Volke, das sie führte, oder aber bedeutet der Name Franken die Leute, die mit einer franca kämpften? Wie dem auch sei, der Name hatte Glück. Brukterer und Chamaven, Chattuarier und Bataver, Tungrer und Sugambrer verschwinden völlig: an ihre Stelle tritt fürderhin dieser neue Name der Franken. Was hat sich hier ereignet?

Die Sachsen waren im Anfang wohl nur ein kleiner Stamm. An der Küste der Nordsee wohnten die Chauchen, die von Tacitus als ein mächtiges Volk geschildert werden. Wie konnte es den Sachsen gelingen, diesen Stamm so vollkommen zu unterwerfen, daß sogar der Name verschwindet? Es scheint, daß vor dem sächsischen Ansturm alle diese alten Stammverbände wie Spreu zerstieben.

Beachten wir aber, was die klassischen Autoren uns zu berichten wissen. Die Sachsen treten in das Blickfeld der Römer als Seeräuber. Zusammen mit den Franken plündern sie im Jahre 286 an der nordfranzösischen und ostenglischen Küste. Das hat sich offenbar in den folgenden Jahren mehrfach wiederholt; denn die Römer sahen sich genötigt, eine besondere Organisation zu schaffen, um die Piraten von der Küste fernzuhalten. Man nannte das militärisch gesicherte Gebiet am Ärmelkanal Litus Saxonicum. Dann müssen wir aber an ähnliche Maßnahmen in der Zeit Karls des Großen denken; der Kaiser richtete ein Litus Nordmannicum ein, ebenfalls eine militärische Sicherung gegen die Einfälle der Wikinger. Die Maßnahme hat während seiner Regierung Erfolg gehabt; unter seinen schwächlichen Nachfolgern bricht sie aber zusammen.

Die Sachsen machten ihre Beutezüge hauptsächlich auf der Nordsee; das stimmt dazu, daß der Ausgangspunkt ihrer Raubzüge an der Unterelbe gelegen war. Sie beschränkten sich aber gar nicht auf maritime Unternehmungen, sie machen sich auch im westgermanischen Binnenland bemerkbar. Im Jahre 285 haben, wie Zosimus uns berichtet, die Franken die Landschaft der Veluwe erobert, weil sie von den Sachsen aus ihrem früheren Siedlungsgebiet vertrieben worden waren. Aus diesem Bericht des byzantinischen Historikers hat Ludwig Schmidt geschlossen, daß diese Franken die Salier waren, und hat diesen Namen aus der noch heute erhaltenen Bezeichnung Salland nördlich der IJsel an der Zuidersee erklären wollen.

Das ist alles aber vollkommen unsicher; woher die Sachsen, die diese Franken vertrieben haben sollen, gekommen sind, wissen wir nicht; sie können aus dem Osten ebensogut wie aus dem Norden gekommen sein. Für die Franken liefert uns die Peutingerkarte einen Hinweis, der zu beachten ist: dort lesen wir *Chamavi qui et Franci*. Die Chamaven wurden also auch Franken genannt. Diese Bemerkung hat man natürlich angezweifelt. Die Forschung hat ja abwechselnd Brukterer, Chamaven oder Chauchen als die eigentlichen Franken betrachten wollen. Man ging dabei von der Vor-

aussetzung aus, daß es doch irgendeinen Stamm gegeben haben muß, dem einmal der Name Franken beigelegt wurde, und daß sich dieses neue Wort dann auch auf andere Stämme ausgedehnt haben soll. Diese Betrachtungsweise kann aber kaum richtig sein.

Waren die Franken, die im Jahre 285 die Veluwe besetzten, tatsächlich Chamaven, dann kam der sächsische Stoß aus dem Osten. Denn die Chamaven wohnten östlich von der IJsel. Es ist aber ebenso richtig, daß auch Brukterer, Sugambrer oder Chauchen als Franken auftreten können. Man hat das dadurch zu erklären versucht, daß die Franken eine Föderation mehrerer Stämme gewesen sein sollen und daß diese sich zusammengeschlossen hatten, um sich in Gallien ein neues und fruchtbares Gebiet zu erobern.

Man geht dann von der Voraussetzung aus, daß die Völkerwanderung darauf hinzielte, sich einen neuen Boden zu erwerben. Freilich: das Endergebnis ist die Besiedelung großer Teile Galliens; das bedeutet aber noch nicht, daß dahin von Anfang an das Streben gegangen war. Die Wikinger haben sich in der Normandie angesiedelt; keiner, der ausgezogen war, hatte auch nur träumen können, daß er einmal französisches Land beackern sollte.

Die germanischen Stämme am Niederrhein waren durch die Maßnahmen der Römer daran gehindert worden, den Fluß zu überschreiten; nur ausnahmsweise hatten die Römer das gestattet, wie in dem Fall der Ubier. Sobald aber die römische Macht den Zenit überschritten hatte, konnten die Germanen wieder Flußüberschreitungen wagen. Denn die Römer konnten ihre Reichsgrenzen nicht überall mit gleicher Macht verteidigen: stieg die Gefahr im Osten, dann mußte man Rheinlegionen abkommandieren; wurde es aber am Rhein wieder unruhig, dann wurden Truppen aus dem Orient herangezogen. Der Rhein war aber eine besonders empfindliche Stelle in der Grenzverteidigung des römischen Reiches. Von 285 bis 400 war Trier kaiserliche Residenz, eben weil es nötig wurde, hier die volle Macht des Imperiums zu entfalten. Am andern Ufer des Flusses lauert der Germane und überwacht die Lage. Nicht weil er sich in Gallien ansiedeln möchte, sondern um es gründlich auszuplündern, wenn die Gelegenheit dazu da ist.

Und deshalb finden wir eben das wohlbekannte Bild der späteren Wikingerzüge. Überraschende Einfälle, die manchmal tief in das Land hineinstoßen und sich nach gemachter Beute wieder schnell zurückziehen. Stoßen sie auf kräftigen Widerstand, so lassen sie sogleich locker, biegen aus, suchen günstigere Gelegenheit oder verschwinden wieder plötzlich. Dabei überrascht uns immer wieder, wie klein diese Räuberscharen waren. Gar keine mit Kind und Kegel wandernden Stämme, sondern kleine, tüchtig organisierte Kriegerverbände.

Dafür haben wir ein gutes Beispiel aus der Zeit des Kaisers Julian. Im Herbst des Jahres 357 hatte eine fränkische Abteilung während der Abwesenheit des Kaisers einen Einfall in Belgien gemacht und kehrte mit großer Beute zurück. Nachdem Julian im Elsaß einen Einfall der Alamannen abgewiesen hatte, eilte er wieder an den Niederrhein, um dort die Gefahr zu beschwören. Es gelang dem Kaiser, den Franken den Rückzug abzuschneiden; diese zogen sich darauf in zwei aufgegebene römische Kastelle an der Maas in der Nähe von Maastricht zurück. Dort hat er sie 53 Tage lang belagert; mit großer Mühe hat er den mit Eis bedeckten Fluß überwacht, damit die Räuber nicht entwischen sollten. Endlich zwang der Hunger die Räuber zur Übergabe. Es waren 600 Leichtbewaffnete, die zwei Monate lang den vom Kaiser selbst geführten römischen Truppen diesen hartnäckigen Widerstand geboten hatten.

Die Gefangenen schickte Julian an den Kaiser Constantius, der sie in sein Heer einstellte. Das war das Schicksal, das nach einer Niederlage den Räubern beschert war. Ihre Könige und Führer aber wurden in der Arena den Löwen und Tigern vorgeworfen, um mit ihrem qualvollen Tod ein römisches Publikum zu belustigen. Ist das die Erklärung für den hartnäckigen Widerstand?

Kehren wir einen Augenblick zum Alamanneneinfall zurück. Der Führer war der König Chnodomar, der, wie Ammianus Marcellinus berichtet, auf seinem Scheitel einen feuerroten Wulst befestigt hatte. Er mußte sich nach einem heftigen Kampf ergeben, als er auf der Flucht eine bewaldete Anhöhe erreicht hatte. Er kam, sagt Ammianus, aus seinem Versteck heraus und seine Begleiter, zweihundert an der Zahl, und drei seiner Blutsfreunde. Diese hielten es für eine Schande, ihren König zu überleben, und ergaben sich ebenfalls als Gefangene.

Das ist eine bedeutsame Bemerkung, die uns einen tieferen Einblick in die Beschaffenheit dieser kriegerischen Unternehmungen gestattet. Denn sie erinnert uns lebhaft an die germanischen Gefolgschaften, von denen Tacitus in seiner *Germania* eine so anerkennende Beschreibung gegeben hat. Von dem comitatus sagt er dort: „Man braucht sich nicht zu schämen, unter den Gefolgschaftsmannen zu erscheinen. Abstufungen hat ja auch die Gefolgschaft selbst, nach dem Urteil des Gefolgsherrn. Es besteht ein großer Wetteifer unter den Gefolgsleuten; jeder will bei seinem Führer der erste sein. Andererseits sind die Gefolgsherren darauf bedacht, möglichst viele und schneidige Gefolgsleute zu haben: das nennt man Ehre, das Stärke: immer umgeben zu sein von einer zahlreichen Schar auserlesener junger Leute; im Frieden ist das eine Zier, im Krieg ein Schutz. Nicht nur im eigenen Volke, auch bei den Nachbarstaaten bringt es einem Mann Namen und Ruhm, wenn er hervorragt durch die Zahl und Tapferkeit seines Gefolges."

Hier möchte ich eine kleine Zwischenbemerkung einschalten. Tacitus sagt ausdrücklich, daß ein mächtiger Gefolgsherr auch bei den benachbarten Stämmen in großem Ansehen stand. Ein ehrgeiziger Führer wirkt wie ein Magnet auf die Jungmannschaft nicht nur seines eigenen Volkes. Seine Gefolgschaft kann also aus Männern der verschiedensten Stammesverbände

bestehen. Man kann in diesem Fall also gar nicht von einem nationalen Anliegen sprechen; es gilt hier die persönliche Sache eines Gefolgsherrn. Der comitatus ist an diesen durch einen Treuschwur gebunden, der den Gefolgsmann zum höchsten Opfer verpflichtet.

Das sagt Tacitus unzweideutig: „Wenn es zur Schlacht kommt, ist es für den Gefolgsherrn schimpflich, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, schimpflich für die Gefolgsmannen, der Tapferkeit des Führers nicht gleichzukommen. Und gar Schimpf und Schande für das ganze Leben bringt es, den Gefolgsherrn überlebend das Schlachtfeld zu verlassen." Daraus folgern wir, daß die Mannen ihrem Herrn bis in den Tod folgen. Davon bietet die germanische Heldensage die leuchtendsten Beispiele: die dänische Sage von Harald Kampfzahn, das englische Beowulfepos, sogar der altsächsiche *Hêliand* betonen diese Gesinnung nachdrücklich.

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß die Gefolgschaft nicht nur eine germanische Institution war. Cäsar stellte in Gallien ganz ähnliche Kriegerverbände fest. Denn auch ein gallischer princeps hatte seine Gefolgschaft von soldurii, und der römische Feldherr bemerkt dazu, daß es kein Beispiel gegeben habe, daß die Gefolgskrieger den Tod ihres Herrn überlebt hätten. Fügen wir noch hinzu, daß man auch in Indien solche Verbände gekannt hat; sie hießen dort vrâta und waren durch einen heiligen Schwur an einen Gott verpflichtet.

Die Gefolgschaft mit dieser unbedingten Treue hat die Zeit der Völkerwanderungen überdauert. Das erfahren wir aus einem altenglischen Lied. Im Jahre 991 fällt ein Wikingerheer in England ein und durchzieht plündernd Essex. Bei Maldon versucht der aldorman Brihtnot ihnen den Rückzug abzuschneiden, aber erleidet bei diesem Versuch den Tod. Ein Augenzeuge hat diese Schlacht in einem Lied besungen, in dem er den Heldenmut seiner Landsleute lobt. Er legt drei der Gefolgsmannen eine Rede in den Mund, die bestätigt, daß sie ihren Herrn nicht zu überleben gedenken. Eine dieser lautet: „Der Geist wird um so härter, das Herz um so kühner, der Mut um so größer sein, je mehr unsere Zahl abnimmt. Hier liegt unser Herr, vom Schwerte getroffen, auf dem Boden; ewig möge beklagen, wer jetzt heimwärts kehren sollte. Ich werde nicht fortgehen, sondern an der Seite meines Herrn sterben."

Damit gelangen wir also bis in die Normannenzeit. Im Grunde läßt sich diese durchaus mit der Periode der sogenannten Völkerwanderungen vergleichen. Wir müssen aber im voraus feststellen, daß die Wikingerzüge nicht überall und immer denselben Charakter zeigen. Wenn der dänische König Godfred mit seiner Flotte die Küste Frieslands heimsucht, so ist das ein rein politisches Unternehmen: er wollte damit der gefährlich andringenden fränkischen Macht Einhalt gebieten. Aber auch die norwegisch-dänischen Züge in Westeuropa sind etwas ganz anderes als die der schwedischen Waräger in Rußland. Hier überwiegt das Interesse des Fernhandels; die Waräger wollen Stützpunkte den großen Verkehrsstraßen zum Schwarzen

Meer entlang. Die unvorhergesehene Folge war aber die Bildung großer politischer Machtzentren.

Im Westen war die Lage durchaus anders. Hier gab es schon Großstaaten wie das fränkische Reich oder die angelsächsischen Reiche. Seit langem standen die Dänen und Norweger mit ihnen in lebhaften Handelsverbindungen. Daß sich diese allmählich in richtige Raubzüge verwandelten, läßt sich durch die zunehmende Schwäche der westeuropäischen Staaten erklären. Der damalige Kaufmann war nur zu gerne bereit, statt zu kaufen zu rauben, wenn die Gelegenheit dazu günstig war.

Die Skandinavier waren natürlich genau über die Verhältnisse in Westeuropa unterrichtet. Als am Ende des achten, aber besonders im neunten Jahrhundert die Schwäche dieser Staaten offenbar wurde, fangen auch die Raubzüge an. Das zersplitterte Irland war das erste Opfer, bald aber folgten auch die Kleinstaaten Englands. Als die Macht der Karolinger dahinsiechte, stand den Wikingern der Weg offen, um die reichen Mündungsgebiete des Rheins, der Schelde, der Seine und der Loire heimzusuchen. Der Erfolg reizte immer mehr zu größeren Unternehmungen an. Wir hören bald von großen Heeren, die in England und Frankreich operieren; diese dringen tief in die unglücklichen Länder ein. Schließlich führt das auch hier zu Staatenbildungen, wie das Danelag in Northumbrien oder die Normandie in Frankreich. Es war die Gelegenheit, die den Dieb machte und nachher den Räuber zum Herrscher.

Wir verwundern uns manchmal über die zielsichere Kriegsführung dieser Räuberhäuptlinge. So hören wir, daß ein Wikingerheer aus seinen Winterquartieren an der Schelde durch Belgien bis nach Trier und sogar weiter bis zum Mittelrhein durchstößt. Solche Unternehmungen, eben wenn Generalstabskarten fehlen, sind einfach erstaunlich. Die Expeditionen müssen streng organisiert, die Führung muß vorbildlich gewesen sein. Auch hier dürfen wir an Gefolgschaftsverbände denken. Der Mann, der sich für einen solchen Zug vorbereitete, sammelte um sich eine Schar von Kriegern, die auf Gedeih und Verderb mit ihm verbunden waren. Man mußte in der Gefahr unbedingt auf die Mannen vertrauen können. Daß sich das Verhältnis zwischen Krieger und Führer gelockert hat, als mit einer großen Flotte die Angriffe in der späteren Wikingerzeit durchgeführt wurden, ist wohl anzunehmen; an eine ergebene Gefolgschaft als Kerntruppe darf man doch gewiß denken.

Die Untersuchungen der letzten Jahre haben den religiösen Charakter dieser Gefolgschaften nachdrücklich hervorgehoben. Eine Treue bis zum Tode setzt mehr als einen einfachen Vertrag voraus. Die westnordische Überlieferung zeigt uns, daß der Gott der Gefolgschaften Odin war. Zusammen mit ihrem Führer werden die gefallenen Krieger in Walhalla aufgenommen, um dort in die Schar der Einherjar einzutreten. Diese Einherjar sind also das himmlische Gegenbild der irdischen Gefolgschaft. Deshalb ist

Wodan auch der Ahnherr der angelsächsischen Königsgeschlechter; er war ja der göttliche Führer der Erobererscharen gewesen.

Wir haben dafür schon in der römischen Zeit Beispiele. Otto Höfler hat auf eine Stelle in Tacitus hingewiesen, und zwar über den batavischen Freiheitskämpfer Julius Civilis. Als er den Kampf gegen die Römer begann, schwor er einen barbarischen Eid, er ließ sein Haar lang wachsen und färbte es rot. Er legte diese Haartracht ab, als er den Sieg über die V. und XV. Legion errungen hatte. Wir denken dabei an den norwegischen König Harald, der 800 Jahre später den Eid ablegte, er wolle sein Haar nicht kämmen und nicht schneiden, bis er die politische Einigung Norwegens durchgeführt hatte. Deshalb bekam er den Beinamen *lúfa*, d. i. Zottelkopf; als er aber nach der Einlösung seines Gelübdes das Haar feierlich hatte schneiden lassen, nannte man ihn seitdem Schönhaar. Wir verstehen es nun auch, daß der alamannische König Chnodomar einen feuerroten Wulst auf seinem Scheitel trug. Das war das Zeichen seiner Weihe an Wodan.

Jetzt sind wir besser vorbereitet, um an das Problem der Franken und Sachsen heranzutreten. Wenn ich die Sachlage richtig beurteile, so deutet das *vocabulum recens* Franci eben die Genossenschaften an, die in der Zeit der Völkerwanderungen sich für Raubzüge in Gallien zusammengeschlossen hatten. Das eine Mal war es ein cheruskischer Abenteurer, das andere Mal ein Brukterer oder Chamaver. Die Römer sahen sich immer wieder einem anderen Stamm gegenübergestellt. Es war aber gar kein Stamm. Es war eine Truppe, die ein Führer um sich gesammelt hatte. Tacitus erzählt uns ja, daß auch junge Leute der Nachbarstämme sich gerne einem ruhmreichen Führer angeschlossen haben. Der chamavische Gefolgsherr hatte also eine Schar von Kriegern, die aus verschiedenen Stämmen zu ihm gekommen waren.

Auch in einer anderen Hinsicht fällt ein neues Licht auf die Völkerwanderung. Man betrachtet sie gewöhnlich als ein Sich-Drängen der germanischen Stämme nach Westen und denkt dann dabei an einen Druck von hinten, der sie in Bewegung gesetzt hätte. Der Anfang war dann der Klimasturz in Skandinavien; dieser trieb die Südschweden vorwärts, und die Bewegung hätte sich dann allmählich fortgepflanzt.

Dieses Bild hat eine gewisse Berechtigung, aber es ist einseitig. Als die Rheingermanen sich der immer zunehmenden Schwäche der Flußverteidigung bewußt wurden, reizte das zu Plünderzügen. Es bildeten sich Verbände, die wir als typische Gefolgschaften kennengelernt haben. Der Gewinn und der Ruhm lockte. Als diese Züge ein immer größeres Ausmaß bekamen, ging der Ruf nach Teilnehmern immer tiefer in das Binnenland hinein. Der Rhein übte eine Anziehungskraft aus, und es pflanzte sich ein Sog immer weiter in das Hinterland fort. Neben dem Druck im Rücken muß man diese Saugkraft an der Rheinfront gebührend in Rechnung setzen.

So ist die Völkerwanderung im Westen im Anfang gar keine Volksbewegung. Wir können nur von vereinzelten Heerverbänden sprechen. Sie wurden Franci genannt. Diesen Namen haben sie sich wohl selber beigelegt,

denn es ist ein germanisches Wort. Es deutet einen Gegensatz zu anderen Germanen an, die im Reichsverband lebten. Schon seit langer Zeit hatten die Römer Leute von sehr verschiedenen Völkern in Gallien angesiedelt, wo sie in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis lebten. Diese Gefolgschaften aber, die jetzt auftreten, bezeichneten sich als die freien Germanen. Ihre Waffe war ein Speer, der franca genannt wurde. Man hat das früher als die „fränkische Waffe“ gedeutet, neuerdings sucht man Zusammenhang mit dem altenglischen Wort forca, das „Gabel“ bedeutet[1]; die franca war also wohl ein Speer. Überdies weist uns die Waffe wieder auf den Gott dieser Gefolgschaften, denn auch Odin ist ein Speerträger. Franken verhält sich zu der Waffe franca genau wie Sachsen zu dem kurzen Dolch sahs. Der Gott der Sachsen war Sahsnôt, d. h. der Genosse der Sachsen, aber auch der mit einem sahs bewaffnete Krieger.

Wer war mit diesem Sahsnôt gemeint? Im sächsischen Taufgelöbnis werden die Götter *Thunaer ende Uuôden ende Saxnôte* genannt. Nimmt man an, daß der Name Saxnôt am Ende der Reihe auf Achtergewicht hindeutet, dann könnte man in ihm den alten Hauptgott Tîwaz vermuten, der eben mit dem Schwerte bewaffnet gewesen sein soll. Wir können das aber dahingestellt lassen. Die Hauptsache ist ja, daß wir bei Franken und Sachsen durchaus ähnliche Verhältnisse feststellen können: die Namen der Verbände und ihrer Waffen stehen in einem engen Zusammenhang zueinander; dahinter aber zeigt sich die Gestalt des Gottes, dem sich diese Gefolgschaften geweiht haben.

In der Art, wie diese Völkerwanderungen stattgefunden haben, zeigt sich also eine große Übereinstimmung mit den Ereignissen der Wikingerzeit. Die Züge der Normannen waren individuelle Unternehmungen; trotzdem wurden neue Staaten gestiftet, die eine beträchtliche Einwanderung nordgermanischer Volksgruppen voraussetzen. So erhebt sich die Frage, ob wir in dem Falle der sogenannten Völkerwanderung an eine Verlagerung des germanischen Volkskörpers vom Osten nach Westen denken sollen. Sind die Stämme als Ganzes tatsächlich auf die Wanderschaft gezogen? Die Antwort muß verschieden lauten, je nachdem wir die Ost- oder die Westgermanen betrachten.

Denn es gibt natürlich mehrere Beispiele, daß ganze Stämme oder jedenfalls große Stammteile aus der Heimat abgewandert sind. Die Kimbren und Teutonen sollen ja Nordjütland verlassen haben, weil ihr Land durch wiederholte Sturmfluten unbewohnbar geworden war. In diesem Fall sind

[1] Man wird einwenden, daß dieses Wort aus dem lateinischen furca entlehnt wurde. Das ist nur bedingt richtig; man soll eher an eine Bedeutungsübertragung denken. Denn auch das Germanische kannte das Wort; im Altnordischen bedeutet forkr „eine mit Eisen beschlagene Stange zum Abstoßen eines Schiffes“. Es ist auch etymologisch gut verankert, denn im Altenglischen besteht das Wort fercal „Riegel“. Es gibt dazu weiter noch baltische und slawische Verwandte (s. mein Altnord. Etym. Wörterbuch, S. 138).

sie also mit Weibern und Kindern fortgezogen. Gilt das für alle Mitglieder des Stammverbandes? Ich zweifle daran, denn wenn ihre Namen noch jetzt in zwei Landschaftsnamen im nördlichenTeil Jütlands weiterleben, dann dürfte das doch beweisen, daß Kimbren und Teutonen bis an die Schwelle der historischen Zeit dort gewohnt haben und so ihr Name als Bezeichnung ihrer ursprünglichen Heimat hat fortleben können. Der Stamm als Ganzes ist also nicht abgewandert, vielleicht nur die Bevölkerung des bedrohten Küstensaumes, vielleicht auch nur die jungen waffentüchtigen Leute, also gewissermaßen ein ver sacrum. Die Schicksale dieser beiden Völkerschaften lehren uns, was eine solche Wanderung für das betreffende Volk bedeutet. Die Kimbren und Teutonen, die bei Vercellae und Aquae Sextiae von den Römern vernichtet wurden, waren nicht mehr dieselben, die aus Jütland abgezogen waren. Sie hatten jahrelang mit keltischen Völkern zusammengelebt; erst in Böhmen, dann auf dem Balkan, endlich in der Schweiz. Einer ihrer Führer heißt Baiorix; war er ein Kelte oder ein Germane, der sich als Kelte gebärdete? Unterwegs haben sich mehrere keltische Volksteile dem abenteuerlichen Zug angeschlossen. Als die Teutonen bei Arausio die römischen Legionen besiegten, waren sie schon zehn Jahre auf der Wanderschaft. Leute, die als Kind die Heimat verlassen hatten, waren jetzt zu Männern gereift; sie waren aber aufgewachsen in einer keltischen Umgebung und werden also manches von dieser übernommen haben. Ich habe früher schon darauf hingewiesen, daß die klassischen Berichte über das Leben und Treiben dieser Stämme nicht den Eindruck echt germanischer Gesinnung machen[2].

Die später Ostgermanen genannten Auswanderer sind wohl in geschlossenen Volksverbänden fortgezogen. Aus archäologischen Gründen hat man angenommen, daß die Goten aus Västergötland herstammen; dieses schwedische Gebiet zeigt in dem Jahrhundert nach dem Abzug der Einwohner eine derartige Armut an Bodenfunden, daß man anzunehmen berechtigt ist, das Land sei nahezu menschenleer geworden. Sie haben aber Jahrhunderte lang in Südrußland mit Skythen und Slawen zusammengelebt; sie haben nachher weite Wanderungen durch Südeuropa gemacht. Wenn wir schließlich die Ostgoten in Italien und die Westgoten in Südfrankreich und Spanien angesiedelt finden, wie steht es dann noch mit der Reinheit ihres Blutes? Vielleicht gilt das noch von den führenden Schichten; die Volksmasse aber wird sich doch wohl mit fremden Elementen vermischt haben.

Immerhin, die Tatsache, daß das ganze ostelbische Gebiet geräumt worden ist, spricht dafür, daß eine beträchtliche Volksmenge ausgewandert ist. Auch in diesem Fall natürlich nicht alle. Auch nach der Slawisierung müssen wir damit rechnen, daß germanische Volksteile dort sitzengeblieben sind und erst allmählich im Lauf von Jahrhunderten slawisiert worden sind.

---

[2] Vgl. Erbe der Vergangenheit, Festgabe für Karl Helm, 1951, S. 7—24.

Im Westen ist die Lage eine durchaus andere gewesen. Ich wies schon darauf hin, daß die Volksbewegung hier mit immer wiederholten Raubzügen anfängt. Die konnten nicht zu einer dauernden Besiedelung führen. Sie haben diese aber vorbereitet. Die Beute lockte immer wieder; die immer noch bedeutsame Kraft der römischen Heere zwang die fränkischen Heerführer dazu, sich zusammenzuschließen und mit größeren Verbänden zu operieren. Wo die römische Macht nachgab und die Grenzlegionen zurückgezogen wurden, drängten die Franken nach, um damit eine bessere Ausgangsstellung für weitere Plünderungen zu gewinnen. Ihre Beweglichkeit deutet nicht auf den Versuch, sich anzusiedeln. Die Franken, die erst die Veluwe besetzten, finden wir nachher in der Betuwe, dann in Toxandrien, schließlich in Nordfrankreich. Man spricht jetzt nicht mehr von Tubanten, Bataven oder Chamaven. Aber wie in dem Fall der Kimbren und Teutonen bedeutet das noch nicht, daß sie verschwunden sein sollen; auch hier müssen wir feststellen, daß ihre Namen als Gebietsnamen bis in die Neuzeit hinein fortleben konnten. Sie sind nicht abgewandert; ein Teil der Jungmannschaft hat sich den fränkischen Gefolgschaften angeschlossen; die Übrigen blieben auf ihren Höfen weiter sitzen, verloren aber ihre politische Selbständigkeit. Fränkische Heerführer wurden jetzt die Herrscher, die nach außen das Volk vertraten.

Freilich, betrachtet man die Karte Westeuropas vor und nach der Völkerwanderung, so bekommt man den Eindruck einer Verschiebung der germanischen Stämme. Waren es aber geschlossene Stammverbände, die sich umgesiedelt haben? Es waren Gefolgschaften, die aus jungen unverheirateten Männern bestanden. Diese bildeten den Kern der fränkischen Expansion. Als es endlich zu einer dauernden Besiedlung kam, so können sie Angehörige ihrer Sippen herübergeholt haben. In den meisten Fällen aber werden sie ihre Frauen aus den von ihnen besetzten Gebieten genommen haben. Mit Hinsicht auf den zurückgebliebenen Stamm kann man vermuten, daß ihre Widerstandskraft geschwächt worden ist, nachdem so viele junge Leute sich den Gefolgschaften angeschlossen hatten. Wenn die Sachsen die Brukterer unterwerfen konnten, so darf man das wohl damit erklären, daß ein großer Teil der waffentüchtigen Jugend ihr Glück in Gallien versucht hatte.

Denn es gilt ebensosehr für die Sachsen, daß mit diesem Namen eben auch Gefolgschaften angedeutet wurden. Der gewiß nicht allzu bedeutende Stamm der Saxones kann nicht die Macht entfaltet haben, die das endgültige Ergebnis voraussetzt. Die Chauchen, gewiß ein großes und mächtiges Volk, verschwinden völlig. Man hat geglaubt, daß sie teilweise in der fränkischen Konföderation aufgegangen sein sollten, und man darf sicherlich annehmen, daß zahlreiche Chauchen dem Ruf, der von der Rheingegend ausging, gefolgt sind. Teilweise können auch Sturmfluten die Macht dieses Volkes beeinträchtigt haben. Aber die Friesen, die in einer ähnlichen Lage waren, haben ihr Gebiet nicht verlassen. Sie warfen ihre Terpen auf, um sich darauf

bei eintretender Sturmflut zu retten. Aber auch zwischen Ems und Elbe finden wir die Wurten; das bedeutet, daß die Chauchen sich auf ähnliche Weise der Gefahr entzogen haben.

Der Fall der Friesen ist besonders lehrreich. Der Name blieb erhalten; das Volk ist also auch nach der römischen Zeit geblieben. Es lag ja auch abseits von den gewaltigen Umwälzungen im Rheingebiet. Aber es wurde trotzdem von den Schicksalen der Völkerwanderung nicht verschont. Die archäologischen Befunde zeigen eine starke Zunahme sächsischer Kulturelemente; es scheint das friesische streckenweise unter einer sächsischen Oberfläche zu verschwinden. Man darf wohl annehmen, daß die sächsische Auswanderung nach England teilweise über Friesland und Holland stattgefunden hat. Als die Eroberung Englands gelungen war, sind die Sachsen, die sich zeitweilig in Friesland angesiedelt hatten, weitergezogen. Aber jetzt taucht das friesische Volk auch wieder unversehrt an die Oberfläche; man sieht daraus, wie wenig im Grunde die vorübergehende Ansiedlung sächsischer Elemente bedeutet hat.

Dasselbe hat auch seine Gültigkeit für das sächsische Gebiet als Ganzes gehabt. Auch hier verschwinden die alten Stammnamen der Angrivarier, der Ampsivarier und der Tubanten. Das bedeutet aber noch nicht, daß die Stämme selbst verschwunden sein sollten. Sie blieben in der Heimat. Was sich aber geändert hat, das war die politische Organisation.

Denn dem dux mit seinem comitatus gehörte die Zukunft. Der alte Volkskönig war zwar aus göttlichem Stamm entsprossen; seine Macht war aber beschränkt. Es war ja das Volksthing, das die wichtigsten Entscheidungen traf. Ganz anders der dux. Er war der Führer in einem absoluten Sinn. Die ihm ergebene Gefolgschaft hatte keinen unmittelbaren Einfluß auf seine Maßnahmen. Er kann sich mit seinen Mannen über ein Unternehmen beraten haben; er war und blieb trotzdem der Führer, dessen Entscheidung sich sein comitatus zu unterwerfen hatte. Er bestimmte die militärischen Maßnahmen; er entwarf den Kriegsplan; er setzte seine Truppe nach eigenem Ermessen ein. Nach dem Siege aber verteilte er die Beute auf eine gerechte Weise unter seine Mannen; was man von dem Führer erwartete, war nicht nur eine vorbildliche Todesverachtung, sondern auch die Freigebigkeit. In der altgermanischen Dichtung erklingt immer wieder das Lob auf die Milde des Herrschers.

Dieser unbedingte Gehorsam dem Heerführer gegenüber bot die Möglichkeit zu einer starken herrschaftlichen Macht, sobald ein fremdes Volk unterjocht wurde. Man lebte in Feindesland; die Sicherheit verlangte eine reibungslose Zusammenarbeit zwischen dem Führer und seiner Gefolgschaft. So konnte man aus den kleinen Stammverbänden der Heimat zu großen Staatenbildungen gelangen. Bezeichnend ist der Fall Harald Schönhaar. Es gelingt ihm, die kleinen Fürstentümer Norwegens zu beseitigen; er wollte, wohl nach dem Vorbild der fränkischen Königsmacht, einen Nationalstaat stiften. Wir haben aber schon bemerkt, daß er sich dafür von einem Stammeskönig in einen echten Gefolgschaftsführer verwandelte, der sich durch einen „barbarischen Eid" unter den Schutz des Gottes Odin stellte.

Die Franken waren eine, manchmal ziemlich dünne Oberschicht im gallischen Gebiet. Die Führer wohnten in befestigten Burgen; ich möchte das Wort „Saal", das wir so oft im niederfränkischen Gebiet in den Siedlungsnamen antreffen, als die Bezeichnung eines fränkischen Herrschersitzes betrachten; daher bekamen wohl auch die salischen Franken ihren Namen. Seine Mannen, denen nach alter römischer Gepflogenheit ein Teil des Ackerlandes zugewiesen wurde, siedelten sich um die Burg des Führers an. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich auch hier die Geschichte wiederholt. Vor fast einem Jahrtausend waren die Kelten auf eine ganz ähnliche Weise in Gallien eingebrochen. Auch sie hatten eine Herrscherschicht über eine Vorbevölkerung gebildet, die im Verlauf der Zeit ihre Eigenständigkeit ganz verlor. Daß jetzt die Gallier den Franken gegenüber mehr Rückgrat zeigen konnten, verdankten sie der römischen Kultur, die sie sich angeeignet hatten und vor der sich die Franken ehrfurchtsvoll beugten. So konnte die gallische Sprache, d. h. damals ein Vulgärlatein, am Leben bleiben und besiegte am Ende die germanische Sprache.

Ich komme also zu dem Ergebnis, daß die Geschichte der Völkerwanderung in Westeuropa einen mehr politischen als rein ethnischen Charakter gehabt hat. Die Quellen zeigen uns nur das Ergebnis; sie behandeln das Tun und Wollen der fränkischen Machthaber. Unter der Oberfläche aber lebt und wirkt das keltische und romanisierte Volkstum ungehindert fort; es bekommt aber noch keine eigene Stimme. Dann und wann, wie z. B. in den Schriften eines Gregorius von Tours, hören wir etwas von dieser stummen Volksmasse, so wenn sie ihre alten keltischen Götter noch immer auf althergebrachte Weise verehrt. Die fränkische Herrscherschicht bestimmt aber nach außen das Antlitz des alten Galliens.

Es war meine Absicht darzustellen, daß wir die Völkerwanderung nicht nach ihrem romantischen Namen beurteilen sollen. Man muß eher an Strukturveränderungen der germanischen Gesellschaft denken. Was sich mit Namen wie Franken und Sachsen in Westeuropa kundgibt, das finden wir am Mittelrhein durch ein Wort wie Alamannen bezeichnet. Auch hier denke ich an Kriegerverbände, die aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt sind und an der alten römischen Reichsgrenze dieselbe Taktik führten. Können wir sogar Ariovist nicht als einen Vorläufer dieser späteren Gefolgsherren betrachten? Man hat oft auf die großen Staatenbildungen der ausgehenden Wikingerzeit hingewiesen und darin eine große politische Veranlagung der Germanen gesehen. Das ist nur teilweise richtig. Es waren die Gefolgschaften, die dazu die Grundlage bilden konnten. Am Anfang der gallischen Geschichte steht das Großreich des Ambicatus; später finden wir die in ewigem Streit miteinander liegenden Stammesfürsten. England bietet ein ähnliches Bild. Nur auf der Grundlage des römischen Reiches konnte

aus alten politischen Traditionen eine Großmacht wie das fränkische Reich Karls des Großen entstehen. Aber es hatte auch keine Dauer. Sobald die großen Persönlichkeiten fehlen, bricht die uralte Eigenbrötelei wieder durch. Es scheint also doch wohl so zu sein, daß die Zusammenraffung zu einer straff organisierten Herrschermacht nur gelingen konnte, wenn Gefolgschaftsführer sich durchsetzten und sich auf die unbedingte Treue ihres comitatus stützend eine starke Königsmacht aufbauen konnten. Denn nachdem sich die Verhältnisse im neu eroberten Gebiet stabilisiert haben, bricht auch wieder die alte germanische Königsorganisation durch; der Gefolgsherr verwandelt sich zu einem echten, aus göttlichen Ahnen gesprossenen Volkskönig, der zusammen mit der Thinggemeinde seine Entscheidungen trifft. In diese politische Form sind die Germanen hineingewachsen, und diese bestimmt dann auch den weiteren Verlauf der Geschichte.

OM EDDAENS VISDOMSDIGTNING

Der er i den poetiske *Edda* et antal kvad der meddeler guddommelige eller også rent menneskelige kundskaber som en slags lærestof. Den dertil valgte form er sædvanligvis samtalens, hvor spørgsmål og svar afløser hinanden. Således er det i *Vafþrúðnismál* og *Alvíssmál*. Ved siden af disse findes der andre kvad hvori der gives en opremsning af genstande der hører til en bestemt gruppe, som i *Sigrdrífumáls* rúnatal. Andetsteds får man indtryk af, at slige kundskaber er anbragte i et kvad, som egentlig ikke er egnet dertil. Dette er tilfældet i *Grímnismál*. I det følgende skal jeg forsøge at give en fremstilling af disse kvads bygning og nogle antydninger angående deres oprindelse.

I. GRÍMNISMÁL

Jeg vælger dette kvad som udgangspunkt for mine betragtninger fordi vi herpå tydeligst kan se i hvilke henseender vor viden om denne digtning er mangelfuld. Hvem der læser de lærdes digressioner om dette kvad må få det indtryk at man her har skåret med kritikkens kniv ind i det på en meget vilkårlig måde og at man i alt fald ikke har taget tilstrækkeligt hensyn til kvadets egenart. Hvor forskellige Müllenhoffs og Boers opfattelser end måtte være, i én henseende er de aldeles overensstemmende: *Grm.* er et episk kvad, som man senere hen af en eller anden grund har skudt ind i et antal strofer hvori der forkyndes mytologisk viden.

Den opfattelse som Müllenhoff har nedlagt i sin „Deutsche Altertumskunde" (V, 159ff.) og som optages uændret endnu af Sijmons i hans Eddakommentar (I, 184), er kortsagt denne: brudstykker af flere mytologiske læredigte er blevet anbragt i et kvad, som oprindelig fortalte et af Odins eventyr. De dele der er lettest at sondre er: 1. et kvad hvor gudernes boliger nævnes, omfattende største delen af str. 5—16; 2. et kosmologisk kvad, hvoraf levninger er bevaret i str. 37—41; 3. fragmenter af tre forskellige kvad, forenede til str. 26—35; 4. et større antal løse brudstykker, þulur og memorialvers.

Det som levnes efter udskillelsen af disse interpolationer er et kvad, hvorom Müllenhoff udtaler den dom, at det er „eins der kleinsten aber eins der großartigsten Lieder der Edda, eine Offenbarung Ódins in seiner ganzen Herrlichkeit und Furchtbarkeit". Det vil altså sikkert være umagen værd at stifte nærmere bekendtskab med dette kvad og at undersøge *a)* hvorledes det oprindelige indhold har været, og *b)* ved hvilken kritisk metode det er lykkedes Müllenhoff at genfinde dette klenodie.